

Ein Urlaubsgesuch [Fortsetzung]

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 13

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 13 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Iules Werber, Spitalgasse 24, Bern

31. März

□ □ Die singenden Mädchen. □ □

Von Ferdinand von Saar.

Frühling war's. Im Abendshatten
Ging ich durch das stille Tal —
Da, vor mir auf grünen Matten,
Tönt es sanft mit einem Mal.

Näher kam ich; zwei Gestalten
Sähen ruhig Hand in Hand,
Mädchen, wie bei Tag sie walten
Auf durchfurchtem Ackerland.

Braun im Antlitz trugen beide
Spuren von der Sonne Kuß,
Unter dem zerchliff'nen Kleide
Sah hervor der nackte Fuß.

Aber schön das Haupt erhoben,
Holden Einklang in der Brust,
Zu den ersten Sternen droben
Sangen sie wie unbewußt.

Sangen sie die alte Weise
Von der Liebe, Lust und Leid,
Achtlos, nur sich selbst zum Preise,
Durch die weite Einsamkeit. —

Seid getroßt, ihr Dichterseelen, —
Dacht ich im Vorübergang —
Hört ihr noch aus solchen Kehlen
Solchen tiefempfundenen Klang.

≡ Ein Urlaubsgeſuch. ≡

Novelle von Alfred Fankhauser.

3

Zwngart wandte sich schauernd ab und schüttelte die wilden Gedanken aus dem Kopf. Er blickte in die Hofstatt. Mondschein geistete zwischen den Stämmen. Auf der Höhe blühte das Hüttendach. So mußte nun das Weizengrathaus im Dichte liegen, den weißen Hals des Kamins in die Luft reckend, das kleine schwarze Haupt, das Kamindach, unbeweglich gradauf haltend, als lausche es auf den Tritt Zwngarts, der kommen soll, um sein sterbendes Weib vor dem Tode noch einmal zu sehen — Himmel, was war das? Was schlich dort in der Hofstatt von Baum zu Baum? Kein Zweifel! Der schwarze Hund, der den Tod eines Angehörigen verkündet, geht um. Er strebt der Friedhofsecke zu, die weiß hinter dem Gasthof hervorragt. Zwngart schaute scharf hin. Da war der Hund verschwunden. Der Soldat schauderte. Oft schon war der gespenstige Schatten erschienen. Als die Großmutter gestorben, sah ihn der Vater dem Kirchhof zueilen; wie er aber scharf hinschaute, war keine Spur mehr zu sehen. Und als die Mutter starb, es war vor zwei Jahren, lief er nächtlicher Weise bellend durch den Garten. Am Morgen aber war weder eine Stapsel zu sehen, noch stand die Pforte offen. Horch, er heulte! Weit jenseits des Dorfes. Es konnte auch ein anderer sein, aber wer weiß! Man wird es ja bald erfahren. Dann aber, Herr Hauptmann! Unwillkürlich blickte Zwngart nach dem Gasthof. Das Fenster war dunkel. Also hatte der

Mensch bis dahin gewacht. Was er nur zu wachen hatte? Vielleicht ist er eben heimgekehrt vom Zechen? Doch es heißt, daß er nicht trinke. Was mag er bis um zwei Uhr machen?

Zwngart wandte sich wieder weg. Er verspürte auf einmal einen unendlichen Durst, lief zum Brunnen und sog eine Menge Wasser ein. Doch der Durst wich nicht; er saß tiefer, er würgte, brannte und schmerzte weiter. Unruhvoll lief er durch die Hofstatt. Da gewahrte er auf einem Apfelbäumchen zwei Hennen. Sie sahen ihn kommen, drehten die Hälse und gurrten auf. Er schrak zusammen. Wenn seine Hühner im Apfelbaum übernachteten, holte sie der Fuchs. Marie zählte sie jeden Abend, ob sie auch alle im Sadel säßen. Wer soll sie nun zählen? Sie übernachteten im Apfelbaum, und der Fuchs holt sie. Er hüpfte gegen das Bäumchen. Da flatterten die Hennen erschrocken in den Wipfel und freischten auf. Das Kreischen weckte seine Sinne wieder und blies wieder die große Sorge aus dem kleinen Kummer wie eine Feuerfäule aus schwelendem Qualm: „Herrgott, der Fuchs! Was gilt der Fuchs! Wo der Tod im Haus umgeht!“

Er lief die Hofstatt hinauf, gepeinigt von unendlicher Angst; durch die erregten Gedanken aber leuchteten, wie ferne Berge im Föhnsturm, blickartig Erinnerungen und stritten mit der Finsternis der Gegenwart.

Eine helle Mondnacht. Er steht mit Marie in der Hofstatt zu Ried und spricht: „Im Juni, Schätzchen, ist Hochzeit. Dann bist du die Weizengratfrau. Wir kommen schon durch. Mein Vater hat sieben Kinder aufgezogen. Das werden wir auch können. Als er von den sieben Kindern sprach, zog sie ihn mit weichen, starken Armen an sich. Wenn er daran dachte, es durchbehte ihn süß und heiß. Und nun lag sie in der schwülen Kammer, niemand bei ihr als die Hebamme, und leuchtete: „Kommt er nicht? Zeig mir die Kinder noch einmal!“ Und sie küßt mit fiebernden Lippen Marieli, ihren Liebling, und Hansli, den schlafenden, süßen Jungen, und das andere, das Dritte.

Und damals im Juni, als er sie von Ried abholte und zum Pfarrer führte, heftete sie ihm eine schneeweiße Rose ins Knopfloch, eine aus dem Riedgarten. Er brachte ihr einen Strauß tiefblauer Himmelblümchen. Sie schmollte: „Einen Hochzeitsmaien vom Finstermoos soll ich haben?“ „Nein, vom Sonnengarten,“ erwiderte er; „weißt du, es sind meine liebsten, und blau bedeutet Treue!“

Da lächelte sie und aus den großen blauen Augen traten langsam zwei große, runde, kristallklare Tränen. Kaum ward sie es inne, schüttelte sie den Kopf und meinte: „Die Moosblumen haben Durst; man sollte sie fleißig begießen. Gelt, du äugelst im Weizengrat einen Stod mit weißen Riedrosen?“ Er versprach es ihr und sie reisten nach dem Weizengrat, Marie sehr fröhlich, er beinahe übermütig. „Siehst du,“ rief er, als sie das Weglein erstiegen und weit über Dorf und Tal hinblickten, „die Weizengrater sind höhere Menschen; die schauten von jeher über manches böse Weib hinaus!“ „Diesmal über die Böseste nicht!“ entgegnete sie schelmisch. „Wirst schon zahmen, die Lust ist gesund!“ neckte er.

Aber sie brauchte nicht zu zahmen; sie war ein liebes Weibchen von Anfang an und wurde mit der Zeit wohl noch rühriger, aber nicht wilder, und blühte wie die weißen Riedrosen, als die schönste unter ihnen, in seinem Garten. Wenn der Tod sie brach! Gott, was dann beginnen? Was dann beginnen? Ohne sie?

Ein schneereicher Winter folgte der Hochzeit. Er benützte ihn, das Weizengratheim einzurichten, mauerte Terrassen und eine Kellertreppe, zimmerte zwei neue Fenster in die Küchenwand, zementete einen schönen Brunnentrog, erneuerte den bresthaften Herd, errichtete zwei neue Stallmauern und fügte geräumige Schweineställe ein; er zimmerte neue Türen und Tore, alles an schlimmen Tagen und nach Feierabend, während sie Haus und Vieh allein besorgte und die Stube so wohnlich einrichtete, daß sie ihm als ein Herrensaal vorfam. Diese Sacktuchteppiche mit den roten Rändern machte ihr keine vor, wenn auch nach, und die Vorhänge, aus roten und weißen Resten kunstvoll genäht, gaben Zeugnis von ihrem Hausfrauentalent.

Nun ist es aus, wenn sie stirbt, und dazu so grausam schnell aus, und — ach, er konnte doch nicht daran denken, so sehr quälte ihn die bloße Möglichkeit! Dazu schmerzte der Kopf und wollte nichts anderes wissen als von ihr und dem schönen Heim und der geträumten Zukunft. Für wen hatte Zwngart geschafft, geradert, gehungert? Für sie! Und wenn sie starb, für wen sollte er noch arbeiten?

Wenn sie starb, ward er ein Verlorener, stürzte sich in den Strudel des Verderbens, verkam in Schnaps und Laster... Was hatten Arbeit und Rechtun für Wert ohne sie? Aber vorher, vorher mußte einer büßen, der ihm den Urlaub verweigert hatte! Ach, wenn er sie sterben sähe, er könnte sich vielleicht ins Unabänderliche fügen; aber einsam, elend soll sie sterben, und daran ist der Hauptmann schuld!

Er fuhr zusammen; über den hellen Löwenplatz schritt rasch ein Offizier, es mußte der Hauptmann sein. Zwngart lief auf den Brückstod. Der Hauptmann näherte sich der Einfahrt. „Sind Sie Kantonnementswache?“ fragte er von weitem.

„Herr Hauptmann, Füßler Zwngart, ja!“

„Danke! Haben Sie ein Urlaubsgesuch ans Bataillonskommando gerichtet?“

„Nein, Herr Hauptmann!“

„Warum nicht? Dann sind Sie selber schuld, wenn Sie nicht Urlaub kriegen! Uebrigens, wie lange stehen Sie schon?“

„Seit zwei Uhr!“

„Sie sprechen mit merkwürdig matter Stimme! Sind Sie krank?“

„Nein, Herr Hauptmann!“

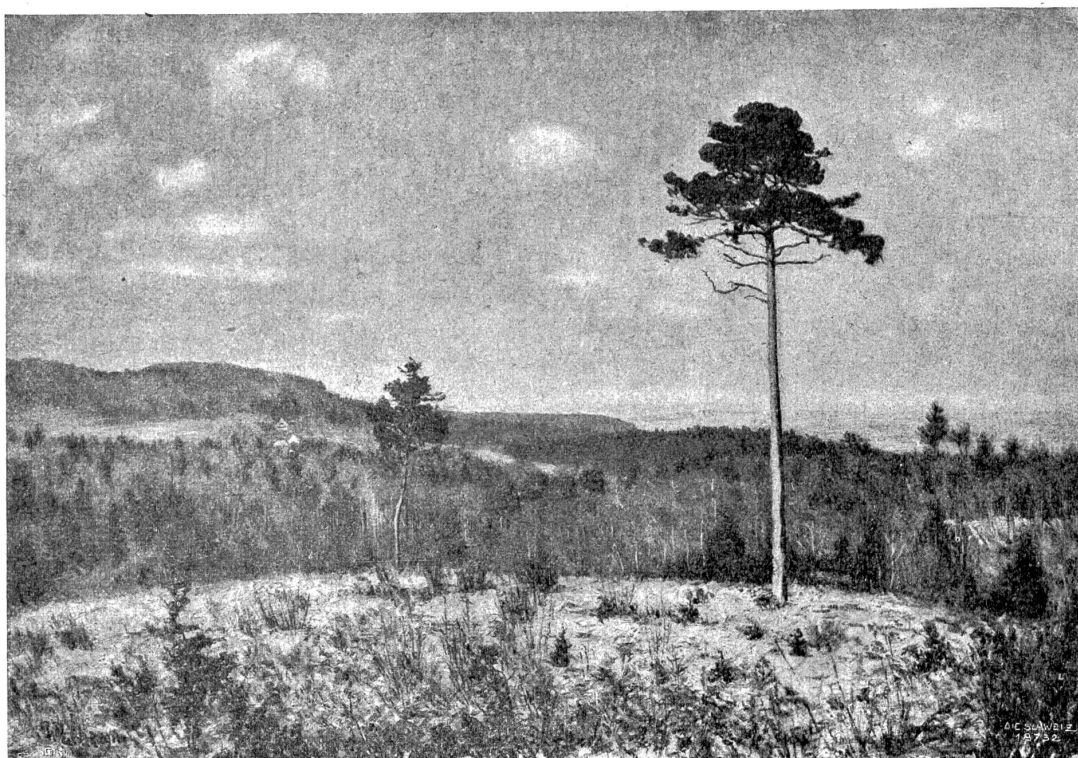
„Also, schreiben Sie morgen, nicht wahr?“

„Befehl, Herr Hauptmann!“

Er ging.

Zwngart zischte ihm nach: „Wenn ich ein Zimmer hätte und was ich wünschte, könnte ich schreiben!“ Gleich darauf schämte er sich dieses gemeinen Haßausbruches. Er überlegte, daß ihm das Schreiben sehr wohl möglich sei und beschloß bei sich, dem Rat zu folgen.

Die Kirchenguhr verkündete drei Uhr; er weckte den Nebenmann und kroch ins Stroh, müde bis zur Verzweiflung. Und die Natur erzwang endlich den Schlaf. Doch die Träume wühlten weiter und führten seinen Geist wieder zu der Sterbenden. „Hans,“ flüfterte sie, „Hans! Wir machen es schon selbst. Wir wollen keine Notunterstützung. Und deinen Sold ergeize dir nicht bis zum letzten Rappen. Es geht schon. Gönn dir auch etwas. Wenn du nur Urlaub kriegst, sobald ich niederkomme. Aber warum kommt du nicht?“ Sie winkte, leuchtete und stöhnte. Ihr Gesicht, fast so bleich wie das Laken, schien zu entfliehen wie Nebel. Die Augen verschwammen wie Rauch und die Lippen bebten wie welkes Laub im Winde. Die Hände, grau und knorrig, wie regenverwaschene Waldwurzeln, hielten verzweifelt das Deckbett fest. Nun lag sie totenstill. Kein Atemzug tönte. Neben an im Bettchen schliefen die Kleinen, süß und ohne Not. Im Korb vor dem Bette lag auf weißem Grund ein lebloses, winziges Kindergesichtchen... Nun zog sie die Decke mit verzweifelten Händen an sich, drehte das fahle Gesicht nach dem Korb und blickte lange starr auf das leblose Kindchen, sanft dann langsam, langsam zurück und blieb mit starren, weit geöffneten Augen liegen. Zwngart schrak zusammen und griff nach ihren Händen. Doch er langte ins kalte Stroh. In diesem Augenblick



Walter Lillie: Vorfrühlingstag.

redete jemand: „Es ist Zeit! Vier Uhr fünfundfünfzig!“ Die Worte weckten ihn. Er richtete sich halb auf und murmelte: „Traum! Gottlob!“ Durch die Morgenstille riefen die Trompeten Tagwache. „Auf!“ gellte in diesem Augenblick des Wachtmeisters Stimme und begann das Namenregister herunterzulesen. Da zappelte und krabbelte es im Stroh. Die Abgelesenen schrien mit Löwenstimme: „Hier!“ Oft ein halbes Duzend zugleich, bis der Wachtmeister reklamierte: „Das geht ja wie weiland im Tempel zu Jerusalem!“ Zwngart schrie mit und eilte dann ins Freie. Dort zog er die Uhr. Herrgott, was war das? Ein jäher Schreck durchzuckte ihn. Die Feder war gesprungen! Sieben Jahre schon besaß er die Uhr; nie fehlte sie eine Minute. Heute nacht brach die Feder. Bei Großrauers Tod stand die alte Sumiswalderuhr auf dem Weizengrat still. Wenn eine gute Uhr auf einmal steht, das bedeutete von jeher Tod. Marie war tot. Sein Herz krampfte sich vor Grimm und Weh zusammen. Mit starren Augen sah er in die Hofstatt. Die schwarzen Bäume ragten trohig in den kühlen Morgen empor. Rauhes Lachen und Fluchen der Soldaten füllte die Luft. In Zwngart kämpften einige Zweifel: Es könnte doch mit der Uhr natürlich zugegangen sein? Gestern abend zog er sie auf. Wenn er zu stark gezogen? Mit dem Zweifel aber fuhr eine unbekannte, böse Kraft in ihn, ein jäher, höhnischer Mut, der immerfort drohte: „Hauptmann, wenn sie tot ist? Wenn sie tot ist!“

* * *

Der Morgenkaffee kam. Zwngart drängte mit ungewohnter Dreistigkeit zum Kessel und schöpfte mehrmals. Darauf setzte er hastig seine Ausrüstung instand und erwartete ungeduldig den Beginn der Soldatenschule.

Die sonst so verhaßte Einzelausbildung schien ihm Vergnügen zu bereiten. Mit der Schnellkraft eines überkräftigen Jünglings warf er das Gewehr über und wieder zur Erde, und als es zu leise klickte, suchte er eine Steinplatte auf, um den Kolben dröhnender hinzuschmettern. „Tragen Sie Sorge zum Gewehr!“ rief der allzeit gesprächige Wachtmeister. „Befehl! Sorg ha zum Gwerr!“ schnarrte der Angerufene.

Zu den Zielübungen lächelte er fuchsschlaun und arbeitete ebenso bedächtig und sicher, wie er gewöhnlich gleichgültig ins Blaue schöß. „Brav, Zwngart,“ lobte der Wachtmeister, „solche Leute muß man haben!“ „Zu Befehl! Solche Leute muß man haben!“ Er wollte doch zeigen, daß er Befehle wiederholen konnte.

Als der Leutnant mit dem Zug in Schützenlinie über die Ebene schwärmte und den Angriff auf den Phantasiefeind eröffnete, der die braven Soldaten täglich mit seiner Unsichtbarkeit langweilte, begann es Zwngart zu gefallen. Im leisen Klirren der Gewehrverschlüsse hörte er den wild melodischen Gefechtsdonner. Nach jedem lautlosen Schusse lachte er ebenso lautlos auf und zielte wieder wie ein mordsüchtiger Teufel.

Die vielen dunkeln Bäume, die silbergrauen Weiden, die langen Leichenzüge ragender Tannenspitzen, die fern und lautlos auf der Ebene standen, der Berge wehmütiges Blau spiegelten den geheimen Zustand seines Innern — er aber zielte nur schärfer und erwartete mit Ungeduld den Moment, wo der Leutnant befahl: „Sprung!“ Dann lief er, das Gewehr voll Mut umklammernd, vorwärts wie ein Wirbelwind.

Um neun Uhr versammelte der Hauptmann die Kompagnie, ließ Zug neben Zug aufmarschieren, Saß ablegen,



Hans Huber, Komponist der Musik zur Oper „Die schöne Bellinda“.
Aufnahme von Phot. H. Pfützer-Sininger, Basel.

Pyramiden bilden und verpflegen. Er ritt einige Male vor dem Bivak hin und her. Sein Kappe tänzelte schlank, glänzend und übermütig. Der Hauptmann sandte forschende Blicke über die Züge, einer traf Zwngart und ließ ihn den

„Ich zeige der Kellnerin nicht die Nase, wenn ich roten Wein bestelle!“ Die Soldaten lachten. Der Getroffene wandte sich ärgerlich ab.

(Schluß folgt.)

≡ Die schöne Bellinda. ≡

Die romantische Oper „Die schöne Bellinda“ erlebte ihre Erstaufführung am 2. April 1916 am Berner Stadttheater. Sie ist seither über viele schweizerische und deutsche Bühnen gegangen und scheint eines der wenigen schweizerischen Bühnenwerke zu sein, die sich längere Zeit im Repertoire der größeren Theater zu behaupten vermögen. Der Verfasser des Textes ist der Engadiner Gian Bindi, Redaktor und Musikkritiker am „Bund“. Das Libretto stellt in stark veränderter Fassung eines der 7 Engadiner Märchen dar, die Bindi 1913 in Buchform veröffentlicht hat. Der Inhalt der Handlung ist kurz folgender: Der reiche Venetianer Enzio wird seiner Braut Bellinda untreu. Diese klagt in ergreifenden Tönen um den verlorenen Geliebten. Wasser-nixen verkünden, daß Enzio zur Strafe in ein Ungeheuer verwandelt werde und daß ihn nur die Liebe einer Jungfrau, die freiwillig ihn zu heiraten begehre, aus dem Banne erlösen könne. Dies das Vorspiel. Der erste Akt zeigt uns dann die schöne Bellinda mit ihrem Vater in einem heiligen Engadinerhause. Die Tochter scheint ihr Leid vergessen zu haben. Frohe Bergweisen ertönen. Der Vater nimmt Abschied, um in der fernen Stadt sein wiedergefundenes Gut in Besitz zu nehmen. Er verirrt sich aber und kommt ins Zauberschloß eines Ungeheuers, des verwandelten Enzio. Nur das Versprechen, dem Ungeheuer die Lieblingstochter zuschicken zu wollen, verschafft dem Vater wieder die Freiheit.

Im zweiten Akt sehen wir Bellinda im Schloß und in der Gesellschaft des häßlichen Enzio, der indessen durch zarte Rücksichten ihre Sympathie zu gewinnen versteht. So verschafft er ihr durch einen Zauberspiegel den täglichen Anblick ihres Vaterhauses und dessen Bewohner. Der Vater aber wird krank vor Kummer, und Bellinda bittet ihren

Herrn um eine kurze Frist, damit sie daheim den verzweifelten Vater trösten könne. Das Ungeheuer entläßt sie, nachdem sie ihm die Rückkehr versprochen hat. Die Tochter hält das Versprechen, indem Mitleid und Liebe sie zu dem



Gian Bindi. Der Verfasser des Textes zur Oper „Die schöne Bellinda“.
Phot. Steiner, Bern.

Verzauberten zurücktreiben. Diese Treue entzaubert das Ungeheuer und die Geschichte endet, wie alle Märchen, in